

Die Obduktion.

Eine Erinnerung von Ludwig Chodzianer.

Es war vor zwanzig Jahren im Herbst.

Da sah ich in der Amtsstube des königlichen Amtsgenossen zu Schwachhausen...

Die ältesten und dicksten Aktenstücke waren diesem jungen Juristen gerade die liebsten...

Beide arbeiteten eifrig ihr Dezernat. Nur hin und wieder blühte der Referendar voll Sehnsucht auf das gegenüber liegende Haus...

Sein Bemühen war jedoch vergeblich; das Mädchen hatte heute entweder keine Zeit oder keine Lust...

Es war bereits spät am Nachmittag, als der Gerichtsdienner in das Zimmer trat und dem Herrn Rath einen dicken Eilbrief überreichte...

Unter diesem strengen Meßkeren barg sich aber ein weiches, menschenfreundliches Herz. Wader schloß auf dem Korridor in einer Woche mehr Vergleiche, als mancher Schiedsmann in einem ganzen Jahre...

„Wader!“ sagte der Rath, nachdem er den Brief gelesen hatte. „Bestellen Sie uns beim Fuhrmann Wenzel für morgen früh um Sieben den Zweispänner; dann gehen Sie zum Physikus, sowie zum Kreiswundarzt; und laden die Herren zur Obduktion einer Kindesleiche auf morgen Vormittag neun Uhr in's Schulgenamt zu Friedrichsplatz.“

„Verdacht des Kindesmordes gegen die Tagelöhner Kreutz'sche Eheleute. Leichenschau und, wenn nöthig, Leichenöffnung. Sehen Sie sich, Herr Kollege, bei dieser Gelegenheit die Paragrafen 87 und 92 und 157 der Strafprozessordnung an!“

Der Rath Humbert war das Muster eines altpreussischen Richters, freundlich und selbstbewußt nach unten, freundlich und hilfsbereit nach oben. Deshalb erfreute er sich auch hoher Achtung und unbegrenzten Vertrauens.

Er wurde gefragt, ob die Bertha den Wilhelm heirathen, der Fritz Stellmacher werden, ob eine neue Kuh angeschafft, das alte Pferd verkauft werden sollte. Niemand verschonte er durch Unnahbarkeit. Alle und Alles hörte er geduldig an.

Die Nachricht von der bevorstehenden Obduktion hatte sich durch den Fuhrmann schnell im ganzen Städtchen verbreitet.

Als der Referendar zum Abendessen in's Hotel „zum Prinz von Preußen“ kam, wurde er von allen Seiten um nähere Auskunft über den Kindesmord befragt. Obwohl er selbst nicht viel wußte, füllte er sich, sogar dem Herrn Posthalter gegenüber, vornehm in den Mantel des Amtsgeheimnisses.

Er trug, der Bedeutung des Augenblicks entsprechend, ein ernstes, nachdenkliches Wesen zur Schau und gewann durch sein Verhalten einen eigenartigen Nimbus. Man beobachtete ihn von allen Seiten, klüfferte und warf sich vielfache Blicke zu. Als er frühzeitig nach Hause ging, besaßen sich alle Gäste, ihm ein dolltönendes „Guten Abend, Herr Referendar!“ nachzurufen.

„Guten Abend, Herr Referendar!“ nachzurufen. Nur der dicke Herr Posthalter brumnte mit Onkel Bräsig: „Windhund!“ Armer Referendar! Du hast, ohne es zu ahnen, den Vater Deiner angebeteten Hedwig kühnlich vor den Kopf gestochen. Die Obduktion hat zwar dein Ansehen, nicht aber Deine Liebesträume geföhrt.

Am anderen Tage fuhren sie mit zwei tüchtigen Kappen die holprige Landstraße dahin. Es war frisch, die Morgenluft töhete die Wangen und stimmte die Menschen froh.

Den Pferden traten der Hافر geschmeckt. Sie strabten lustig und nicht ausgelaufen mit den langmächtigen

Röfpen. Ab und zu scheuchten sie die Wespen und Hornissen mit den buschigen Schwänzen. Johann, der Knacht, war noch schlaftrunken. Er gähnte laut und streckte sich. Er war erst vor Kurzem von den Achtundvierzigern aus Küstrin entlassen worden und trug noch voll Stolz die Soldatenmütze.

Halbwüchsige Burschen mit Körben und Spaten standen lachend und lärmend unter den breitblättrigen, alten Pappelbäumen am Wege und probirten trotz des Wächters in der Strohhütte die saftigen Goldparmanen, sich des Unrechts ihres Thuns kaum bewußt.

Auf den Feldern ringsum war Groß und Klein mit dem Ausmachen der Kartoffeln beschäftigt, der Hauptnahrung aller Derer, denen jeder neue Tag von Neuem die Sorge um das tägliche Brot bringt.

Der junge, lebhaft Referendar kürzte den langen Weg durch Studentengeschichten, lustige und auch traurige.

Der abgekürzte Alte mit den schneeweißen Haaren und den klugen dunklen Augen hörte sinnend zu und dachte an seine eigene, längst entschundene Jugend. Er gedachte der Zeit, da das Glück ihm lächelte und die Frauen ihm hold waren, da das Leben noch nicht die schnelle Hoffnung getrübt, das milde Wollen gebändigt hatte.

Am Eingang des Dorfes wurden sie von dem Gemeinbediensteter empfangen und fliegen ab. Im Nu waren sie von Menschen umringt. Mühsam dahnten der Schule und der Gemeinbediensteter, der zugleich Nachtwächter war, den Weg zum Thortore. Die Bienen umschwärzten die Dörfler das kleine, aus Lehmsteinen erbaute Häuschen, zu dem von der Straße einige ausgestretene, von Feldsteinen roh gefügt, Stufen emporführten. Auf dem schabhaften, vom Regen geschwärtzten Schindeldach wuchs üppig das Moos. Die kleinen Fensterchen schillerten grünlich-blau und wurden hier und da durch braunes Dillenpapier erlebt.

„Nur jeder Seite des ungespalteten Flures befand sich eine Wohnung, bestehend aus Stube und Kammer.“

Rechts wohnte der Tagelöhner Arens. Der Gemeinbediensteter öffnete die Thür. Eine schöne weiße Ziege begrüßte die Gäste mit Schnuppern und mit Medern. Es war ein äußerst armliches, aber ziemlich sauberes Stübchen. Die Dielen waren frisch geschweert und mit Sand bestreut.

Vor dem braunen, rissigen Kachelofen stand eine Bank aus Fichtenholz. Dort sah ein Mann von vielleicht fünf- oder sechsunddreißig Jahren mit dunkelblondem, struppigem Vollbart, den Kopf auf beide Arme gestützt. Er trug eine graue Warbjade, blaue Leinwand und lange Schafstiefel, deren Erhaltung, wie aus den vielen Fäden ersichtlich, dem Dorfschuster schon manche schwere Sorge bereitet haben mußte.

Neben ihm sah sein Weib im schwarzen Umhang, blaß, freilich, übermäßig, mit verweinten Augen. Die harte Felsarbeit und die vielen Kindbetten hatten sie vor der Zeit alt gemacht.

Fünf Kinder hatten die schwarzen Männer auf der Gottesacker hinausgetragen, ihr sechstes lag starr unten im Kartoffelfelder.

Der Rath verlangte die Leiche zu sehen. Schwerfällig erhob sich der Mann, öffnete die Klappe im Fußboden und stieg die Leiter hinab. Der Rath, der Referendar und der Schulze folgten ihm. Die letzten Beiden hatten aber in dem engen, dumpfen, vom Geruch fauliger Kartoffeln erfüllten Raume keinen Platz und blieben deshalb auf der Leiter stehen.

In einem Badtröge lag das vierjährige Mädchen, ein Bild der Verklärung. Ein Kranz weißer Asterschmiede das blonde Haar, ein Strauß Immortellen lag zwischen den zarten, elfenbeinfarbenen Händen, ein vermaßenes helles Kattunkleidchen umschloß den kleinen Leib.

Durch eine Lute fielen einige Strahlen der Morgensonne in den dunklen Keller und kühten zum Abschiede leise, ganz leise die Stirn des Kindes, dem sie nicht mehr leuchten sollten.

Von oben her tönte das Schluchzen der Mutter. Sonst unterbrach kein Laut die majestätische Ruhe des Todes.

Der Rath eröffnete dem Tagelöhner, daß er des Mordes an seinem Kinde beschuldigt sei.

Der Mann blieb völlig ruhig. Nur den Kopf ließ er ein wenig hängen. Er gab keine Antwort.

Als ihm aber weiter gesagt wurde, daß das Kind zur Feststellung der Todesursache von den Gerichtsarzten untersucht werden müßte, da fuhr er auf, trat einen Schritt zurück, bückte sich schnell und griff nach der am Boden liegenden Art.

„Ich lasse mein Kind nicht zerstückeln! Weh dem, der mit mein Kind anrührt! Ich schlage ihn todt wie einen tollen Hund!“

So kam es grollend und donnernd aus dem Munde des Mannes.

Mit wildem Blick und jetztaustem Haar, die blinde Art zum Schlagen erhoben, den rechten Fuß weit vorgestreckt, in furchtbarer Erregung um ganzen Körper lebend, so stand der

Vater als Wächter neben der Leiche seines Kindes, jeden Augenblick bereit, seine Drohung zu verwirklichen.

Alle waren wie versteinert, starr vor Entsetzen; selbst das wimmernde Weib da oben war verstummt.

Was es der Schmerz des unglücklichen Vaters, was es die Angst des ertrunkenen Verbrechens, was aus diesen verfürten Zügen sprach?

Der alte Rath legte seine große, schwere Hand auf die Schulter des rasenden Mannes, blickte ihm ruhig in die irren Augen und sprach sanft: „Vester! Auch ich bin Vater, Großvater, auch mir starben Kinder. Entsetzt. Ich thue Euren Kinde nichts. Macht Euch nicht noch unglücklicher, als Ihr es ohnehin schon seid! Denkt an Eure arme Frau! Ich muß meine Pflicht erfüllen.“

Der Tagelöhner ließ den erhobenen Arm sinken, er warf die Art weg, ein Juden durchließ seinen ganzen Körper, er fiel auf die Kniee und verhäufte sein Gesicht mit beiden Händen.

Auf einen Wink des Rathes nahm der Nachtwächter behutlich die Kindesleiche und trug sie in einem kleinen Waschkorb fort.

Da kein anderer Ort zur Verfügung stand, wurde die Obduktion in der Schule vorgenommen. Die Knaben und Mädchen räumten freudig das Zimmer und besahen sofort voll brennender Neugier die Fenster von außen. Sie wurden aber bald von dem Nachtwächter vertrieben, der den Platz um die Schule freihalt. Mancher verwagener Junge durchbrach jedoch die Blockade und sah schnell hinter dem Rücken des Wächters durch das Fenster. Er wurde bei seiner Rückkehr durch das braufende Hurrah seiner Kameraden für seine Tapferkeit belohnt.

Drinnen wolkten die Gerichtsarzte ihres schweren Amtes.

Das Kind wurde entkleidet und sorgsam untersucht. Aeußere Zeichen einer Verletzung wies die Leiche nicht auf. Das wollte aber nichts sagen, weil nach der Anzeige der Wittne, die auf der anderen Seite des Flures wohnte und alle Vorgänge in des Tagelöhners Wohnung genau verfolgen konnte, das Kind verhungert sein sollte. Die Eltern hätten es seit Wochen eingeschlossen und ihm zuerst nur spärlich, in den letzten Tagen aber überhaupt keine Nahrung mehr gereicht.

Für die Richtung dieser Angaben sprach der Umstand, daß das Kind vollkommen abgemagert und das Fettgewebe gänzlich geschwunden war.

Die Verzte thaten ihr Wert. Die Besichtigung der Brusthöhle ergab mit Sicherheit, daß das kleine Mädchen an tuberkulöser Lungenschwindsucht gestorben war. Die Phthisis, der furchtbare Wirrgel, der in den Häusern der Armen umgeht, hatte auch dieses Opfer gefordert.

Alle athmeten befreit auf. Die unglücklichen Tagelöhnerleute waren zu Unrecht verdächtigt und hatten zu ihrem schmerzlichen Schmerz noch schlimmeren Schimpf zu tragen.

Jetzt galt es, die Spuren der Obduktion möglichst zu verwischen, damit den armen Eltern der Anblick der furchtbaren Schnitte und Nähte erspart und das Bild ihres Kindes rein erhalten blieb. Den liebevollen Bemühungen des geschickten Wundarztes gelang auch das.

Den Körper bedeckte das Gewand, das Köpfchen wurde mit dem Akerkranz so sauber hergerichtet, daß es unberührt, ja fast schöner als zuvor erschien. In jedes Ohr steckte der Arzt ein Flöckchen rosa Watte, deren Schein das Gesicht frischer färbte. Das Kind schien in tiefem, friedlichem Schlummer zu ruhen.

Der Referendar hatte das Obduktionsprotokoll nach dem Diktat des Kreisphysikus beendet, als der Nachtwächter meldete, der Arbeiter Kreuz warte draußen mit dem Sarge. Der Rath ließ ihn eintreten.

Der Mann war nicht wiederzuerkennen. Er hatte sich gewaschen, gekämmt und seinen Sonntagstrock mit der blanten Kriegsbentmünze von 1870-71 angezogen, denselben Rod, in welchem er vor zwölf Jahren sein Weib zur Trauung in die Kirche geführt hatte.

Er sah lange auf sein Kind, drehte die schwarze Tuchmütze mit dem Lederschirm in seiner Hand, und Thränen, wohlthuende, befreiende Thränen rollten ihm langsam über die Wangen. Er fuhr sich mit dem Aermel über die Augen und blickte voll Dankbarkeit auf den alten Rath, der ihm ernst und schweigend gegenüberstand.

Dann wurde er verantwortlich vernommen. Er erklärte auf die Beschuldigung:

„Meine Frau ist etwas schwächlich. Unsere Kleinen hatten ihre Art. Sie starben früh, eins nach dem andern. Mit dem Mariechen ging es besser. Aber im letzten Jahr, da fing sie an zu husten und zu husten.“

Sie war so still und artig und hatte treue blaue Augen. Darum hatte die Nachbarin sie auch gern und unterstützte sie. Aber die Kleine konnte das Schwarzbrod mit Pflaumenmusch nicht vertragen. Wir hielten die Nachbarin, sie möchte dem Kinde nichts mehr zu essen geben, es bekäme ihm schlecht. Sie that es aber heimlich doch. Das Kind hatte von dem Pflaumenmusch jedesmal einen schmerzigen Mund. Nun stehen wir die Kleine nicht mehr zu ihr, und wenn wir auf Arbeit gingen, verschlossen wir unsere Stute und nahmen den Schlüssel mit. Da wurde sie aber sehr böse. Standal hat sie gemacht und getobt und gepöht, sie wäre doch kein Dieb, vor ihr brauche man nicht die Thüren zu schließen,

wenn nur andere Leute so ehrlich wären wie sie. Ueberall im Dorfe hat sie uns verflucht. Wir hätten die anderen Kinder alle um die Gede gebracht, und mit dem Mariechen würde es wohl auch bald so weit sein. Wir gäben dem Kinde nichts zu essen, und seitdem es von ihr nichts mehr bekam, müßte es hungern.“

Aber das ist nicht wahr. Als es mit dem Mariechen immer schlechter wurde, hat meine Frau ein Oberbeut und den großen kupfernen Kessel von meiner Mutter verkauft. Für das Geld haben wir die Ziegen angeschafft, weil Ziegenmilch gegen den Husten gut sein sollte. Auch Leberthran haben wir ihr gegeben; es hat aber alles nichts geholfen. Das Mariechen wurde immer schwächer; sie konnte nicht mehr sitzen. Am Freitag Abend, so in der Schlummerstunde, ist sie eingeschlafen.“

„Haben Sie denn gar keinen Arzt kommen lassen?“ fragte der Rath.

„Im Frühjahr, wie der Husten anfang und das Kind unruhig schlief, habe ich es eines Sonntags auf den Arm genommen und bin mit ihm die zwei Meilen nach der Stadt zum Doktor gegangen. Aber die Herren sind schwer zu treffen. Sie waren alle beide fort über Land.“

Es ist so theuer, wenn der Herr Doktor den weiten Weg zu uns auf Bestellung kommt, und wir sind so arm!

Freilich, als wir uns verheirateten, waren wir ja gut im Stande. Meine Frau war Saubermädchen bei der gnädigen Frau auf dem Schlosse und hatte schöne Sachen, auch ein Stück Geld. Aber die Wochentosten, die Tauf- und Sterbegehühren, die Doktor- und Apothekerrechnungen haben uns immer mehr zurückgebracht. Ich konnte trotz aller Arbeit mir schließlich keine neue Jacke mehr kaufen. Meine Frau mußte einen Flied auf den anderen nähen, daß ich ausseh wie ein Plunder. Aber das hätte alles sein können, wenn uns nur das Kind nicht gekommen wäre. Jetzt aber —“

Der Tagelöhner schwieg, die Vernehmung war beendet. Seine Aussage wurde vorgelesen und von ihm unterschrieben.

Der Rath ertheilte ihm die zur Beerdigung erforderliche schriftliche Genehmigung.

Darauf nahm Kreuz den kleinen braunangestrichenen Sarg unter den Arm, grüßte linstlich und entfernte sich mit der Leiche seines Kindes.

Die Menge da draußen hatte sich längst verlaufen. Der Hunger hatte die Neugier besiegt; sie sahen alle um den Mittagstisch.

Einsam wandelte der Mann die stille Dorfstraße, über welche Spinnen unermüdlich ihre silbernen Herbstfäden spinnen, fäden, fein und zart wie der Lebensfaden des Menschen.

Nur sein Schatten folgte ihm, zu bringlich wie die Noth, dunkel wie die Sorge.

Sunde als Fischwuter.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß manche Fischer wohlhabende Hunde unmittelbar beim Fischfang als Gehilfen benützen. Besonders vielfach ist dies an den öden Gestaden des fernen Theiles von Labrador, welcher zu Newfoundland gehört, der Fall.

Hier läßt sich eine ganze Anzahl Raubhunde unterföhren. Diese Fischer ziehen, sobald sie föhren, daß ein Raubhund angebissen hat, so wunderbar schnell ihre lange Leine ein, daß der Fisch fast ganz leblos an die Oberfläche des Wassers kommt. Aber eine andere Sache ist es, ihn in das Boot zu bringen, wenn es ein schmerzliches Thier ist! Harpunen und Landungsnetze giebt es bei diesen Fischern nicht, und der Versuch, den Fisch an der Leine in das Boot zu heben, schlägt oft fehl; ist der Fisch groß und nur leicht angebissen, so reißt bei einem solchen Versuch der Haken aus dem Maule los. Doch immer wie todt aussehend, treibt dann der Raubhund mechanisch vom Boote weg, — aber nur für einen Augenblick; denn der Fischer, oft ohne auf ein Signal zu warten, springt über das Boot in die See, schwimmt auf den Fisch zu und packt ihn. Schnell genug kommt der Raubhund wieder zum Bewußtsein, und dann giebt es einen heftigen Kampf zwischen ihm und dem Hunde. Dieser läßt aber fast nie los, bis er ihn in das Boot gebracht hat.

Mitunter werden dieselben Hunde auch als Einbringer verwendet, wenn ihr Herr vom Gestade aus eine Robbe geschossen hat. Es sind keine gewöhnlichen Newfoundland-Hunde, sondern sie gleichen stark den Eskimo-Hunden und sind oft von ganz wölfischen Manieren. Sie werden schlecht geföhrt und schlecht behandelt.

Sie kennt ihren Mann.

Gattin (des Rechnungsrathes zum Amtsdienner): „Ist mein Mann da?“ Amtsdienner: „Ja, drin auf seinem Bureau.“ Gattin: „Dann wecken Sie ihn.“

Edon verfehlt.

Miethfrau: „Können Sie mir nicht sagen, wieviel Uhr es ist, Herr Doktor?“ Student: „Nein, vor einer Stunde hätt' ich es Ihnen noch sagen können.“

Unter Köhnen.

Urula: „Und ist Dir Dein Feuerwerker treu?“ Marie: „Das will ich glauben, seit acht Tagen ge' ich ihm bloß kaltes Nachtmahl und er ist nicht bö.“

Der abgerissener Knopf.

Eine böse Geschichte von Rudolf Havel.

Als Herr Albert Stodner um zwei Uhr aus dem Amte ging, begegnete ihm ein sehr unangenehmes Raubere. Beim Zutreten des Leberziehers paßierte es ihm, daß ihm einer der Knöpfe in der Hand blieb. Und unglücklicher Weise gerade der Mittelknopf. Der Herr Stodners Mittelknopf, in Kleidungsangelegenheiten kennt, wird gegeben, daß auf ihn ein solches Ereigniß geradezu niedererschmetternd wirken mußte. Er versuchte erst mit den übrig gebliebenen Knöpfen das Kleidungsstück zu schließen, was aber einen sehr unangenehmen Effekt hervorbrachte. Denn der Leberzieher war bereits drei Jahre alt, und während dieser drei Jahre hatte Herr Stodner beträchtlich an Leibesfülle zugenommen. Ueber seinem Bauchlein klappte der Leberzieher in lächerlicher Weise auseinander. Nun ward das Kleidungsstück wieder vollständig aufgeklopft, wodurch aber, wie Herr Stodner annahm, Lebermann schon auf hundert Schritte Entfernung den Schaden bemerken mußte, denn von dem rechten Luche des Leberziehers hob sich der schwarze Zwirnsummel, an dem früher der Knopf gepirrt hatte, sehr deutlich ab. Zudem wehte ein unangenehmer, kalter Wind. Wenn Stodner an einer Straßenecke überging, mußte er den Leberzieher mit beiden Händen auf der Brust festhalten. Es schien, als ob der alte Boreas ihm das bevestirte Kleidungsstück direkt vom Leibe reißen wollte. Im nächsten Moment aber ward Herr Stodner der Hut vom Kopfe gerissen und wirbelte lustig über die ganze Straßbreite hinüber. Empört strebte Herr Stodner dem Flüchtling nach. Dabei hielt er die Arme verlangend nach vorn ausgestreckt. Die Seitenheile des Leberziehers flatterten wie Fiedermausflügel in die Höhe. Der Hut rollte lustig über das Pflaster, durchheile die kleinen Füßen, die der vormittägige Regen zurückgelassen hatte, und lief dann zwischen die Beine der Passanten am gegenüberliegenden Trottoir. Herr Stodner atemblos, mit mehdenden Flügel, ihm nach. Endlich gelang es einem Passanten, den Flüchtling festzuhalten, indem er mit seinem Spazierstock nach ihm schlug und ihn dann nach mehreren vergeblichen Versuchen festböhrt.

Dankend nahm Herr Stodner aus den Händen des lächelnden alten Herrn den Entloshenen entgegen. Am liebsten hätte er den infamen Dedel nach wienerischer Art „um b' Erb' g'haut“, so erbärmlich sah er aus. Leber und über mit Roth bedekt, außerdem mit einem unreparirbaren Luq versehen, den ihm der Tod des freundlichen alten Herrn beigebracht hatte.

Herr Stodner hätte heulen können vor Wuth. An dem nächsten Einpännerhandplatz bestieg er einen Wagen und fuhr nach Hause.

Das Dienstmädchen öffnete ihm. „Herr!“, gah Herr!“, ward seiner Antwort gewöhnt, daßi: Ho der Hut des „gnä“ Herrn“ mit Behemanz in eine Gde. Das Mädchen wollte beim Ausziehen des Leberziehers helfen, sie ward höchst ungnädig abgelehnt und lehrte weinend in die Küche zurück.

„Ja — was ist's denn?“ fragte verwundert Frau Stodner. Aber der Gemahl ging an ihr vorüber und würdigte sie keines Blickes.

„Infame Schlamperei!“ war das erste Wort, das Herrn Stodner's Munde entfuhr.

„Was?“ fragte ernst und ruhig Frau Stodner.

„Infame Schlamperei, sag ich,“ war seine Antwort. Dabei fuhr er mit dem Löffel in die Suppe, um im nächsten Moment dem fündhäftigen Ausrufer „Himmel herrgott, Sa... ent!“ den Löffel wegzuschleudern. Herr Stodner hatte sich in unangenehmster Weise mit der heißen Suppe den Mund verbrannt.

Zornentbrannt stand er auf.

„Du biöd — das ist eine Saunwirthschaft,“ schrie er wüthend. Frau Stodner verlangte jetzt kategorisch zu wissen, worüber ihr Gemahl so aufgebracht sei. Darauf fragte Herr Stodner im beleidigendsten Tone, ob die Frau denn keine Augen habe, ob sie denn nicht sehe, wie es jeden Tag mit dem Hauswesen um ein Bedeudendes zürückgebe, wie jede Ordnung längst geschwunden sei! Er kündigte an, daß er durchaus nicht gewillt sei, sich von seiner leichtsinnigen Frau mit in's Verderben reißen zu lassen.

Frau Stodner forberte ihren Gemahl auf das Bestimmteste auf, ihr zu sagen, ob er verrückt ist. Stodner schlug eine höhnische Lache auf und versicherte mit bitteren Worten, daß, wenn die Mitglieber seiner Familie nur den gehnien Theil so viel Verstand und Vernunft besäßen, wie er, solche Dinge nicht passiren würden.

Der Spektatel wurde immer ärger, schließlich griff Frau Stodner zu ihrem bewährtesten Kampfmittel. Sie fing heftig zu weinen an und nannte sich schluchzend und händeringend die unglückliche Frau auf Gottes Erboden. Das Dienstmädchen kam herein und fragte nach den weiteren Befehlen des gnädigen Herrn. Der gnädige Herr erklärte, sie sei eine geradezu pyramidale Gans und er verzichte auf ihre Dienste. Er gebe jetzt in das nächste Wirthshaus, da sei er vor den Aergernissen, die das Glück des heimathlichen Herdes mitführe, wenigstens sicher. Lieber wolle er Kobwürstel

in Frieden, als einen Fason im Unfrieden essen, er werde sich von seiner Familie ganz zurückziehen, dies sei er seiner Gesundheit schuldig.

Und er ging auch wirklich. Er rih den neuen Leberzieher aus dem Kasten, er hob den Zylinder aus der Schachtel, er entnahm der „Feuerföhren“ eine horrende Summe und eilte fort. Bei der Thür drehte er sich nochmals um und deutete mit düsterer Miene an, daß heute noch etwas Furchtbares geschehen werde.

Das Dienstmädchen kam in diesem Moment aus der Küche heraus. Sie verzichte auf ihre vierzehn Tage, erklärte sie — bei einem Menschen, der seine Frau und verschiedene andere weibliche Wesen so schlecht behandle, bleibe sie nicht. Herr Stodner empfahl ihr bringend den Blodsberg als nächstes Reiseziel.

Er ging in ein Wirthshaus. Aber auch dort behagte es ihm nicht. Die Speisen waren schlecht, nur das Bier erlang seinen Beifall. Er trank häufig einige Krügel und ließ sich dann noch zwei Viertel Wein geben. Der Alkohol übte keine besonders erhebende Wirkung. Stodner ward nur noch düsterer gestimmt. Er beklagte sein furchtbares Schicksal und nahm sich vor, vor zwei Uhr Nachts nicht nach Hause zu gehen. Vom Wirthshaus weg ging er in ein Kaffeehaus, trant dort zwei Schwaige mit Rum gespritzt und ließ sich außerdem mehrere Gläser Cognac geben. Da ihm etwas warm im Kopfe geworden war, so ging er spazieren. Um fünf Uhr begegnete er einem Bekannten, der ihn einlud, mit ihm in das Griechenwirthshaus zu gehen. Stodner folgte mit Freuden. Beim dritten Krügel deutete er an, daß ihm das Leben zur Last geworden sei; wenn er nur an das Dabeimdenke, werde ihm schon übel. Der Freund rühmte die Vorzüge des freien Junggesellenlebens, das ihn so ziemlich vor den niederträchtigen Schiltanen der Frauen bewahre. Stodner ward immer düsterer und düsterer gestimmt.

Gegen sechs Uhr begann er heftige Symptome eines Magenkrampfes zu spüren. In einem Kaffeehaus trant er einen Bittern. Auf den Bittern ward ihm erst recht übel. Er ging heim — mühselig — Schritt für Schritt wankte er durch die Straßen — er war zu Tode froh, als er endlich seine Wohnung erreicht hatte.

Da ward ihm eine neue Leberzarsung zugeföhrt. Die Schwiegermutter war gekommen, als Sukkurs von der Frau Gemahlin herbeigerufen.

Die Schwiegermutter hat sofort um Aufklärung über die Dinge, die da vorgingen. Stodner streckte bloß abwehrend die Hände aus, ging in das Schlafzimmer und legte sich nieder. Er war schwer krank. Sein Zustand wurde dadurch nicht besser, daß die alte Frau ihm in das Schlafzimmer nacheilte, ihre bringenden Bitten um Aufklärung wiederholte und die Frau Gemahlin mit von Schluchzen erschütterter Stimme seine Unthaten erzählte.

Es war ihm schlecht — aber schon sehr schlecht. Mit gefalteten Händen bat er um Ruhe.

Der Rath ward bange, als sie in das verhäumt, bleiche Gesicht sah. Die Feindseligkeiten wurden vertagt — aber nur, um nach der Genesung des Gemahls wieder auf's Neue aufzunehmen zu werden, wie die Schwiegermutter versicherte. Herr Stodner bekam tolle Umfchläge auf den Kopf und Kamillenthee in den Magen. Den Kamillenthee bereitete die Schwiegermutter selbst, ja sie ließ durch das Dienstmädchen von ihrer Wohnung ein Fläschchen Mariagezellertropfen bringen, jenes Lebenselixir, das der Schwiegermutter schon in den verzweifeltsten Fällen Giske, zum mindesten aber Linderung ihrer Leiden gebracht hatte.

Als Stodner sah, wie die beiden so tiefgetränkten Frauen sich um ihn alle Mühe gaben, zog tiefe Neue in sein Herz. In Gedanken bat er seiner Frau jedes böse Wort ab, das er ihr heute gesagt hatte. Zum Sprechen war er zu schwach — im Schadel hatte er ein Gefühl, als ob seine Gehirnmasse die beengenden Knochenwänden sprengen wolle.

Endlich schlief er ein. Es war ein unruhiger Schlaf. Fortwährend lief er seinem Hute nach oder er bemühte sich vergeblich, einen Knopf an seinen Leberzieher anzunähen. Der Knopf rih immer wieder ab.

Auch der nächste Vormittag war noch sehr schmerzvoll. Erst gegen Abend konnte Stodner aufstehen. Die Frau bereitete ihm russischen Thee. Ein wohlthätiges Gefühl kommender Genesung ergriß ihn. Gerührt küßte er die Hand seiner guten Frau. Da kam die Schwiegermutter. Sie wollte wieder mit dem Verhör beginnen, aber die Frau winkte ab. In einer halben Stunde fing Stodner selbst zu erzählen an und wies den abgerissenen Knopf vor. Mit scheuen Blicken betrachteten die Frauen den Unheilsticker.

Am nächsten Geburtstage bekam Herr Stodner von seiner Frau ein sonderbares Geschenk. Einen nummerzähligen kleinen Polster, mito einem Atlas überzogen. Der Mittelpunkt dieses Polsters war der ungeliebte Leberzieherknopf angenäht. Trodem war Herr Stodner nicht böse. Als ihm die Frau das Geschenk überreichte, küßte er ihr demüthig die Hand und versprach, der stimmigen Wahrung dieses Geschenkes sein Leben lang zu folgen.